

Catherine Walsh
How to Write a Love Story



Catherine Walsh

How to Write a Love Story

Roman

Aus dem Englischen
von Britta Evert

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2026 unter dem Titel
»How to Write a Love Story« bei Sphere.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Mai 2026

Copyright © 2026 by Catherine Walsh

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2026

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produksicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: FinePic®, München

Redaktion: Anne Fröhlich

LS · Herstellung: ik

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49666-2

www.goldmann-verlag.de

Kapitel 1

Sam

New York

»Er wird dich nicht feuern.«

»Vielleicht doch.«

»Bestimmt nicht. Immerhin bist du so was wie sein Protegé. Und noch dazu einer von, sagen wir mal, drei aufrechten Männern im Verlagswesen. Diese Zahl müssen sie hochhalten.«

»Sehr witzig.«

Ich verlagere mein Handy ans andere Ohr und nehme von dem jetzt schon ermattet wirkenden Barista meinen Kaffee entgegen. Es ist noch nicht mal acht Uhr, aber es herrscht schon die übliche Hektik eines Montagmorgens. Hinter mir überfliegen Typen aus der Wirtschaftsbranche in frisch gestärkten weißen Hemden mit offenem Kragen ihre E-Mails, während sie darauf warten, ihre Bestellung abzugeben, und endlich einmal fühle ich mich neben ihnen nicht völlig fehl am Platz. Zugegeben, mein Hemd ist weder so frisch gestärkt noch so weiß wie ihre, aber heute Morgen habe ich mir echt Mühe gegeben. Als würde mein Chef, wenn ich auf meine übliche Kluft verzichte – dunkle Jeans und der erste Pulli, der mir in die Finger gerät –, denken: *Hier haben wir einen Mann, wie ich ihn in meinem Team brauche*. Oder wenigstens: *Hier haben wir einen Mann, der ein Bügeleisen besitzt*.

Schaden kann es nicht, schätze ich.

»Außerdem hat er dich gebeten, früher zu kommen«, fährt Lizzie fort, als könnte sie meine Gedanken lesen. »Wenn er dich feuern wollte, würde er dich auffordern, nach der Arbeit länger zu bleiben.«

»Wie kommst du darauf?«

»Weil ich es so machen würde.«

»Aber du hast keinen Job.«

»Wie bitte?« Die Stimme meiner Schwester wird scharf. »Du glaubst, sich um drei Jungs unter fünf zu kümmern, wäre kein Job?«

»Du hast keinen *Bürojob*«, korrigiere ich mich und drücke mir meinen Laptop an die Brust, während ich mich an der Schlange der Wartenden vorbei zum Ausgang quetsche. »Wie der, den ich demnächst los sein werde.«

»Könntest du bitte diesen defätistischen Ton einstellen? Heb dir dein Selbstmitleid für den Moment auf, in dem du es brauchst.«

»In dem ich es ...«

»*Falls*«, verbessert sie sich hastig. »*Falls* es dazu kommt.«

»Jemandem Mut zu machen, ist nicht gerade dein Ding.«

»Ich weiß.« Ihre Stimme ist nur noch schwach zu hören, als ich in den Verkehrslärm hinaustrete, und ich stelle die Lautstärke an meinem Handy höher.

»Möchtest du Oliver noch guten Morgen sagen, bevor wir auflegen?«, fragt Lizzie.

»Er ist drei Monate alt.«

»Genau. In der Entwicklungsphase. Er sollte die Stimme seines Onkels kennenlernen.«

»Wie wäre es damit: Wenn ich meinen Job verliere, verbringe ich den ganzen Tag mit ihm. Die ganze *Woche*.«

»Alles wird gut.« Sie klingt zu mitfühlend, um glaubwürdig zu sein. »Wäre es denn wirklich so schlimm?«

»Meinen Job zu verlieren?«

»Ich meine ja nur, du hast so hart gearbeitet, und ...«

»Ich liebe meinen Job, Liz!«

»Schon gut, tut mir leid. Gib mir auf jeden Fall Bescheid, wie es gelaufen ist, ja? Und mach keinen Blödsinn!«

»Versprechen kann ich es nicht«, sage ich und lege auf, bevor ich noch einmal die knappe E-Mail überfliege, schätzungsweise zum hundertsten Mal, seit ich sie gestern Abend bekommen habe.

Morgen früh in meinem Büro.

Ernsthaft? Das kann alles bedeuten, von *Du wirst befördert bis Pack deine Sachen*. Und genau das versteht Lizzie nicht. Es kommt nicht darauf an, wie gut ich in meinem Job bin. Personalabbau gibt es überall in der Branche. Allein im letzten Monat haben zwei meiner Freunde die Kündigung bekommen. So läuft es momentan im Verlagswesen. Mehr Bücher. Weniger Mitarbeiter. Und die, die bleiben, müssen die entstandenen Lücken füllen. Ich habe längst den Überblick darüber verloren, wie viele Nachtschichten ich in letzter Zeit eingelegt, wie oft ich am Wochenende gearbeitet und auf der Fahrt zum Arbeitsplatz Manuskripte gelesen habe. Und na ja, vielleicht bin ich allmählich tatsächlich so weit, von einer Welt zu träumen, in der *nicht* mein gesamtes Privatleben davon abhängt, ob meine Autoren ihre Entwürfe rechtzeitig abgeben oder nicht. Aber wenn ich in diese Richtung denke, dann eher so, wie man mit dem Gedanken spielt, sich den Kopf kahl zu scheren oder seinen ganzen Besitz zu verkaufen und eine Weltreise zu machen. Nicht ernsthaft.

Und ganz sicher nicht *jetzt*.

Mein Magen schnürt sich vor Nervosität zusammen, und ich nehme einen Schluck Kaffee, während ich mich zwingen, durch die Drehtür unseres Gebäudes zu gehen und den Aufzug zu betreten.

Richardson Books, das zwei Stockwerke eines Bürogebäudes in Midtown Manhattan einnimmt, ist praktisch leer, als ich herein-

komme. Wir haben Gleitzeit, aber an den Schreibtischen sitzen nur einige wenige Frühaufsteher, die mir kaum einen flüchtigen Blick gönnen, bis Amy, eine unserer Assistentinnen, mich näher begutachtet und in Gelächter ausbricht.

»Ach, Sam«, sagt sie und tut so, als würde sie sich eine Träne aus dem Auge wischen. »Sammy, Sam, Sam. Sammy-Schatz.«

»Was ist?«

»Hübsches Hemd, Boss.«

»Ich habe heute ein Meeting, deshalb ... Mist!« Als ich hinunterschaue und den großen braunen Fleck auf meiner Hemdbrust sehe, weiß ich, was sie meint.

»Zieh es lieber aus«, sagt Amy.

Ich stelle den Becher ab. »Wie zum Teufel konnte das passieren?«

»Der Becher tropft«, sagt Deborah, ohne den Blick von ihrem Computer zu wenden. Sie sitzt mir gegenüber, und ich stelle mir gern vor, dass sie insgeheim meine Nähe genießt, auch wenn sie jeden Tag unmissverständlich klarmacht, dass dem nicht so ist. »Du hättest überprüfen sollen, ob der Deckel richtig schließt.«

»Hast du das nicht gemerkt?«, fragt Amy und deutet mit ihrem Handy in meine Richtung.

»Offensichtlich nicht.«

»*Ich* hätte es gemerkt.«

»Aus diesem Grund trinke ich keinen Kaffee«, fügt Deborah hinzu.

Amy grinst. »Du hast den absoluten Tiefpunkt eines Montagmorgens erreicht«, teilt sie mir mit. »Wenn du hohe Absätze tragen würdest, wären sie abgebrochen.«

»Dann habe ich ja noch mal Glück gehabt«, brumme ich, während ich mein Hemd aufknöpfe, um gleich darauf festzustellen, dass die Kaffeeflecken bis aufs Unterhemd durchgesickert sind. Amy bekommt noch einen Lachanfall, und genau in diesem Mo-

ment betritt meine Kollegin Laura das Büro, in der Hand einen extra großen, nicht tropfenden Iced Latte.

»Warum macht Sam Striptease?«

»Wir starten eine neue Romantikreihe«, witzelt Amy, während ich mich aus der ersten Schicht meiner Oberbekleidung schäle.

»Ich bin sicher, Leserinnen von Liebesgeschichten haben einen besseren Geschmack«, bemerkt Laura. Sie ignoriert meinen *Autsch-*Blick und wirft mir eine der vielen Decken zu, die sie unter ihrem Schreibtisch aufbewahrt.

»Beachte sie gar nicht, Sam«, sagt Amy. »Du bist absolut heiß. Wenn ich polygam ...«

»Wir befinden uns hier in einem beruflichen Umfeld«, unterbricht Deborah sie.

Laura stößt mit dem Fuß Amys Stuhl an. »Machst du etwa Fotos?«

»Bloß von seinen Armen.«

»Löschen«, warnt Laura. »Sofort!«

»Aber er könnte die Bilder online stellen, um Frauen ...«

»Nein.«

Amy wartet, bis Laura ihr den Rücken zukehrt, bevor sie mich herüberwinkt. Ich stelle mich zu ihr und betrachte das gar nicht mal so schlechte Foto von mir auf ihrem Bildschirm.

Sie hat recht, das kann ich brauchen. »Schick mir das bitte.«

Sie nickt ernsthaft. »Wenn du so tust, als würdest du noch mal dein Hemd ausziehen, kann ich ein super Foto von deinem ...«

»*Samuell!*«

Wir alle drehen uns geschlossen zur Tür zum Nebenzimmer um, aus dem mein Name gebrüllt wurde.

Ach ja. Genau.

Amy schnaubt, als ich die Decke um meine Schultern lege und versuche, meinen Oberkörper zu verhüllen.

»Man verlangt nach dir«, sagt Deborah.

»Und ihr wollt mir echt erzählen, dass niemand hier ein T-Shirt rumliegen hat? Ich habe letzte Woche geholfen, drei Kartons mit Werbegeschenken für Blogger vollzupacken, und nicht ein einziges T-Shirt ist übrig?«

Amy klimpert mit den Wimpern. »Ich habe ein kleines Schwarzes in der Schublade.«

»Ich lasse dich heute drei Stunden am Drucker stehen«, teile ich ihr mit und drehe mich dann mit so viel Würde um, wie ich aufbringen kann.

Laura holt mich ein, noch bevor ich auf halbem Weg zur Tür bin. »Du bist früh dran«, stellt sie fest. Sie sagt es so betont bei-läufig, dass ich lachen muss.

»Er will ein Meeting.«

»Und worum geht's bei diesem Meeting?«

»Weiß ich selbst noch nicht.« Ich bleibe stehen und drehe mich zu ihr um. »Warum bist *du* heute so früh da?«

»Weil ich ein Machertyp bin«, antwortet sie mit Unschuldsmiene. »Soll ich mitkommen?«

»Auf keinen Fall.«

Wir starren einander an. Sie nippt langsam an ihrem Kaffee.

Laura ist meine persönliche Erzfeindin. Das heißt, rein beruflich. Sie ist vor ein paar Jahren bei uns eingestiegen, hat eine volle Karrierestufe übersprungen und arbeitet jetzt Seite an Seite mit mir im Lektorat. Sie macht ihre Sache echt gut, was großartig für Richardson Books und nicht so toll für mich ist, weil auch ich meine Sache echt gut mache, und das war völlig in Ordnung, bis wir beide angefangen haben, um dieselbe Beförderung zu kämpfen.

Ein Grund mehr für unseren Boss, einen von uns loszuwerden.

»Es läuft mir kalt über den Rücken, wenn du mich anstarrst, ohne zu blinzeln«, sage ich, als sie sich nicht rührt.

»Ich weiß.«

»Samuell.«

Mist. Ich schlinge die Decke enger um mich. »Wegen deiner Paranoia komme ich zu spät.«

»Alles Teil des Plans«, murmelt sie und zieht sich zurück, als ich den Kopf zur Tür hineinstecke und meinen Chef hinter seinem Schreibtisch sitzen sehe.

Casey Richardson ist nach eigener Definition *ein Urgestein des Verlagswesens*. Sein Aufstieg in der Branche begann vor meiner Geburt, und sein Riecher für schlummernde Talente ist legendär. Seine Autoren lieben ihn. Dasselbe gilt für seine Mitarbeiter, und aus diesem Grund halten ihm viele die Treue, seit er vor dreißig Jahren mit dem Vorsatz, die weltweit besten Bücher aus dem Bereich Science-Fiction und Fantasy herauszugeben, seinen eigenen Verlag gründete. Noch heute, mit dreiundsiebzig, zeigt er keinerlei Anzeichen von Ermüdung. Noch immer liest er mehr als irgendjemand sonst, den ich kenne. Noch immer erscheint er jeden Tag im Büro und ist gewöhnlich der Erste, der kommt, und der Letzte, der geht. Er hat mich vor zehn Jahren als Redaktionsassistent eingestellt, und ich kann mir nicht vorstellen, woanders zu arbeiten. Ich will es mir nicht vorstellen.

»Du hast gerufen?«, frage ich, während ich an den Türrahmen klopfe.

»Eher gebrüllt.« Er blickt von seinem Telefon auf und mustert mich über den schmalen Rand seiner Brille hinweg. »Du hast kein Hemd an.«

»Stimmt.«

»Na schön. Mach die Tür zu.«

Ich zögere, und er fügt hinzu: »Du wirst nicht gefeuert.«

Okay, das ist eine Erleichterung. »Das hättest du in deiner E-Mail erwähnen können.«

»Tut mir leid.«

Er deutet auf den Sessel vor seinem Schreibtisch, und ich lasse die Tür zufallen und schiebe sanft Melville beiseite. Caseys Kater mag mich nicht, aber er mag niemanden (gewissermaßen ist er die Deborah der Katzenwelt), deshalb nehme ich es ihm nicht weiter übel, als er mich anfaucht.

»Was gibt's?«, frage ich, nun, da kein Damoklesschwert mehr über meinem Haupt schwebt, deutlich entspannter.

Casey legt sein Telefon hin, stützt sich auf die Ellenbogen und legt die Fingerspitzen aneinander. »Ciara Sheridan.«

Ich warte. Er spricht nicht weiter. »Was ist mit ihr?«

»Was weißt du über sie?«

»Frank Sheridans Tochter? Nur, dass sie Frank Sheridans Tochter ist.«

Casey wirft mir einen Blick zu. »Mach mir nichts vor, Sam. Ich weiß, dass du ein absoluter Sheridan-Fan bist. Das war für mich der Hauptgrund, dich einzustellen.«

Richtig. Ciara Sheridan. »Sie ist ein Einzelkind«, fahre ich fort. »Ende zwanzig, Anfang dreißig. Ihre Lieblingsfarbe ist Blau.«

Casey zieht die Augenbrauen hoch.

»Er erwähnte es in einem Interview mit der *New Yorker*.«

»Verstehe«, sagt er. »In beruflicher Hinsicht, meinte ich.«

Ja, na klar. »Krimiautorin. War sie zumindest. Sie hat ein paar Krimis unter einem Pseudonym geschrieben.«

»Hat sie. Drei Bücher. Drei gute Bücher, um genau zu sein. Aber als herauskam, wer sie wirklich ist, hat sie kalte Füße bekommen und seither nichts mehr veröffentlicht.«

»Ich habe gehört, dass sie nach Frankreich gezogen ist.«

»Ach ja? Und wo genau hast du das gehört?«

Auf *Reddit*. »Irgendwo.«

»Es war London«, sagt er, während er seine Brille zurechtrückt,

und wendet sich seinem Computer zu. »Aber kurz vor Franks Tod ist sie nach Irland zurückgekehrt. Dort lebt sie jetzt.«

»In seinem Haus?«

»In seinem Haus.«

Ich stoße einen leisen Pfiff aus. Frank Sheridans Haus ist berühmt. Fast so berühmt wie seine Bücher. Er hat es nach der ersten Million verkaufter Exemplare erstanden, und für seine Leserschaft ist es eine Art mythischer Wallfahrtsort geworden. Frank lebte in Irland irgendwo im Nirgendwo, und die Einheimischen haben immer dichtgehalten, was seinen Wohnort anging, aber das konnte unzählige Menschen nicht davon abhalten, um die ganze Welt zu reisen und zu versuchen, ihn zu finden. Ich hatte nach dem College selbst mit dem Gedanken gespielt, mich auf die Suche zu machen, aber als ich den Job bei Richardson Books ergatterte, dachte ich, man könnte im Verlag die Absicht, einen unserer Autoren zu stalken, missbilligen. Insbesondere bei einem Schriftsteller wie ihm.

Auch nach seinem Tod ist Frank Sheridan nach wie vor unser größtes Zugpferd. Seine Ravian-Bücher, eine epochale neunbändige Fantasy-Reihe, haben sich millionenfach verkauft und wurden mehr als erfolgreich als Dreiteiler verfilmt. Alles, was auch nur entfernt mit ihm zu tun hat, verwandelt sich in Gold. Wenn also Casey seine Tochter aufs Tapet bringt ...

»Schreibt sie wieder? Unter ihrem eigenen Namen?« Allein der Gedanke bewirkt, dass ich mich aufrechter hinsetze. Der Marketing-Plan schreibt sich wie von selbst.

Aber Casey hält sich bedeckt.

»Ja.«

»Fantasy?«

»Das ist der Plan.«

»Sie tritt also endlich in die Fußstapfen ihres Vaters.«

»Könnte man sagen. Sie schreibt *Der letzte Berg*.«

Ich lache, wie es jeder tun würde, wenn der Chef einen Witz macht. Aber Casey sagt nichts mehr. Er tippt einfach weiter, drückt langsam und bedächtig auf die Tasten seiner Tastatur und wartet darauf, dass bei mir der Groschen fällt.

Es dauert einen Moment. »*Der letzte Berg*.«

»Ja.«

»Wie bei ...«

»Ja.«

»Ciara Sheridan schreibt *Der letzte Berg*?«

Caseys Blick schießt zur Tür, und ich presse die Lippen zusammen. »Tut mir leid«, sage ich mit gesenkter Stimme. »Aber ... wie?«

Die Ravian-Reihe sollte ursprünglich nicht aus neun, sondern aus zehn Bänden bestehen. Und jahrelang war *Der letzte Berg* die Verheißung auf den Höhepunkt von nahezu zwei Jahrzehnten Erzählkunst. Der krönende Abschluss. Als Frank starb, hatte ich mich wie alle anderen damit abfinden müssen, niemals zu erfahren, was aus den Figuren, mit denen ich aufgewachsen war, werden sollte, aus dieser Welt, die ich geliebt hatte. Und jetzt ...?

»Er hat umfangreiche Aufzeichnungen hinterlassen«, fährt Casey fort.

»Er hat gesagt, er will nicht, dass jemand anders es schreibt.«

»Abgesehen von seiner Tochter, aber das hat er in der Öffentlichkeit nie gesagt. Er wusste, unter welchem Druck sie dann stehen würde.«

»Aber jetzt schreibt sie es?«

»Ja.«

»Aber sie ...« Ich schüttelte den Kopf. »Aber er hat nicht ...«

»Sam?«

»Ich glaube, ich muss mich setzen.«

»Du sitzt.«

Oh.

Casey schiebt ein Glas Wasser zu mir rüber.

»Frank trat vor einigen Jahren an mich heran«, erklärt er, während ich einen Schluck trinke. »Er sagte, er hätte mit der Arbeit am letzten Band angefangen, aber ich habe nie daran geglaubt, dass er sie noch beenden würde. Ich wusste, dass es ihm nicht gut ging, und nahm an, dass es reine Sentimentalität war. Aber nach seinem Tod erhielt ich aus seinem Nachlass neben einigen Briefen auch explizite Instruktionen bezüglich seines letzten Manuskripts. Hauptsächlich ging es ihm darum, dass Ciara es fertig schreiben sollte. Ich wartete ein paar Monate, um ihr eine Atempause zu lassen, und setzte mich dann mit ihr in Verbindung. Ich fragte sie, ob sie das Buch schreiben würde, und sie sagte Ja.«

»Sie sagte Ja«, wiederhole ich ungläubig.

Ciara Sheridan hatte Ja gesagt.

Das Team würde durchdrehen.

Nicht dass wir uns besonders ins Zeug legen müssten. Wir könnten fünfzig Dollar pro Exemplar verlangen, und die Leute würden uns die Bücher trotzdem aus der Hand reißen. Hardcover. Taschenbuch. Sonderedition. Luxusausgabe. Bonusmaterial. *Die komplette Ausgabe im Set*. Wir könnten die ganze Reihe noch einmal neu auflegen. Keine Rede mehr von Personalabbau. Wahrscheinlich müssten wir die Belegschaft verdoppeln, um all das hinzukriegen.

Allein bei der Vorstellung schlägt mein Herz schneller. Frank Sheridans letztes Buch. Frank Sheridans *letztes Buch*. Das ist es. Das ist der Moment, der für jede Überstunde, für all die E-Mails entschädigt. Das ist der Moment, der ...

Casey blättert in seinen Unterlagen. »Ich glaube nicht, dass sie es packt.«

Anscheinend habe ich einen Hänger. »Was?«

»Die ersten Kapitel waren gut«, sagt er. »So gut, dass ich schon vor Wochen daran gedacht habe, dir davon zu erzählen, aber ich wollte das Buch auf meinem Schreibtisch haben, bevor wir es ankündigen. Wir können uns keine Fehler leisten.«

»Verstehe«, sage ich langsam. »Wo liegt das Problem?«

»Sie hat nichts mehr geschrieben. Seit fünf Wochen hat sie mir nichts mehr geschickt. Und seit zwei Wochen reagiert sie kaum noch auf meine E-Mails.«

»Vielleicht ist sie einfach zu beschäftigt«, meine ich. »Mit Schreiben.«

»Vielleicht«, sagt er. »Vielleicht auch nicht.«

»Du glaubst, sie kneift?«

»Ich glaube, sie kämpft. Tatsächlich hat sie genau das in ihrer letzten Mail geschrieben.«

Ich lehne mich zurück. »Dann besorgen wir eben einen Ghostwriter. Drucken ihren Namen aufs Cover. Hauptsache, wir kriegen die Story hin.«

Casey runzelt die Stirn, aber ich verstehe nicht, was das Problem ist.

»Oder wir nennen sie als Co-Autorin«, fahre ich fort. »Sagen, es hätte Videokonferenzen mit ihr gegeben, um Details abzuklären. Und die Namen der handelnden Personen wären von ihr. So was macht schließlich jeder x-beliebige Promi.«

»Aber hier geht es nicht um ein x-beliebiges Buch. Und Frank hat unmissverständlich klargemacht, was er will. Nur sie soll es schreiben, niemand sonst. Als sie so schnell zusagte, habe ich gehofft, sie wäre dazu bereit, aber ich fürchte, sie braucht jemanden, der sie an die Hand nimmt.«

»Du willst, dass sie nach New York kommt?«

»Das war mein Vorschlag, aber sie hat abgelehnt. Behauptet, sie hat zu Hause zu viel zu tun.«

»Was dann?«

»Genau darüber wollte ich mit dir reden«, sagt er. Melville springt von einem Papierstapel auf den nächsten. »Ich hatte gehofft, du könntest für mich nach Irland fliegen.«

»Nach ...« Ich breche ab und zucke leicht zusammen, als der Kater auf meinem Schoß landet und seine Krallen in meine Oberschenkel bohrt. »Wie war das?«

»Nach Irland«, wiederholt er, während ich Melville hinunterbefördere.

»Um was zu tun?«

»Etwas in dieser Größenordnung lässt sich nicht mit ein paar E-Mails bewerkstelligen. Ich möchte, dass du dich mit ihr setzt und Franks Aufzeichnungen durchgehst. Ich erwarte nicht von ihr, dass sie alles allein zusammensetzt, und niemand hier ist mit den Figuren aus diesen Romanen vertrauter als du.«

»Soll das heißen, dass ich ein gewaltiger Nerd bin?«

»Das soll heißen, dass es für mich die Lösung ist, das wichtigste Buch zu veröffentlichen, mit dem ich es je zu tun haben werde.«

»Paul müsste in den nächsten Tagen sein Manuskript abliefern«, erinnere ich ihn. Paul ist mein schwierigster Autor, aber er schreibt Bücher, die sich glänzend verkaufen. Jedenfalls solange er bereit ist, sie zu schreiben.

»Wir können ein bisschen umorganisieren. Ich bin sicher, Amy freut sich über die Gelegenheit, ein paar deiner Titel zu übernehmen.«

»Und sie verdient es, aber ...«

»Sam«, fällt er mir ins Wort, und ich verstumme. »Ich frage dich, ob du das letzte Buch einer der erfolgreichsten Serien aller Zeiten herausbringen möchtest. Das Buch einer Serie, mit der du aufgewachsen bist, und das, wenn alles klappt, einen Meilenstein in deiner Karriere darstellen wird. Wärest du daran interessiert?«

»Es wäre mein absoluter Traum«, gebe ich zu, und ich schwöre, dass seine Lippen zucken.

»Dann ist es beschlossene Sache. Dein Pass ist noch gültig?«

»Ich glaube schon.« Ich rutsche auf dem Sessel hin und her, während Melville einen Satz macht und auf der Fensterbank landet. »Weiß sonst noch jemand davon?«

»Niemand. Wir halten es auf Ciaras Wunsch geheim. Sie mag keine Publicity.«

»Erzähl mir nicht, dass sie so was wie eine Einsiedlerin ist.« Vor meinem inneren Auge entsteht das Bild einer Person, die feindselig durchs Schlüsselloch starrt und Fremde abweist, aber Casey schüttelt den Kopf.

»Sie will bloß zu viel Aufmerksamkeit und den damit verbundenen Rummel vermeiden.«

»Dann schreibt sie das falsche Buch«, murmele ich.

Er wirft mir einen vielsagenden Blick zu. »Ich kann Laura fragen, ob sie das übernehmen will, falls du nicht ...«

»Nein«, sage ich schnell. »Tut mir leid. Mir geht nur gerade einiges durch den Kopf.«

»Ist mir klar. Ich weiß, dass es eine große Umstellung für deinen Terminplan bedeutet, aber ich will, dass du das machst, Sam. Ich traue dir zu, dass du es hinkriegst.«

»Aber wie soll ich ...«

»Ich schicke dir die Details per E-Mail.«

Das ist Caseys Art zu sagen: *An die Arbeit!*

»Na schön«, sage ich, als sein Telefon klingelt. »Dann mache ich mich wohl besser mal daran, die Übergabe meiner Aufgaben in die Wege zu leiten.«

»Großartig. Ach, und noch was, Sam.«

»Ja?«

»Treib irgendwo ein Hemd auf, ja?«

Kapitel 2

Ciara

*County Kerry, Irland
Drei Wochen später*

Am Strand ist viel Betrieb. Ich habe das Gefühl, so geht es schon seit Anfang April, als das Wetter umschlug, aber heute ist besonders viel los. Vielleicht hatten die Schüler früher aus. Oder vielleicht macht an einem Tag wie diesem einfach jeder blau.

Ich kann es niemandem verübeln. Mein Vater hat immer gesagt, dass es nirgendwo so schön ist wie in Irland bei Sonnenschein. Wahrscheinlich, weil das nicht so häufig vorkommt. Schon gar nicht an der Westküste, wo es zu fünfzig Prozent der Zeit regnet. Hier sind wir an Wolken gewöhnt. An mattes, trübes Grau, das unsere Welt durchsetzt. Und wenn die Wolken aufreißen und dieser riesige Feuerball auf uns herunterscheint, dann ist es, als würden wir wie Dorothy das Zauberland Oz betreten. Das Gras ist grüner, Flüsse und Bäche funkeln, und alle taumeln wie betäubt umher und erzählen einander, dass es bei uns neulich zwei Stunden lang wärmer war als in Sevilla.

Na bitte, heißt es dann triumphierend. *Wo sonst gibt es so etwas?*

Wundervoll. Zumindest für ein, zwei Wochen. Wenn man so ein Wetter nämlich nicht gewöhnt ist und die Gebäude gebaut wurden, um die Wärme drinnen zu halten, und sich das gesamte

Ökosystem rund um Feuchtigkeit entwickelt hat und genau den Regen braucht, über den wir uns so oft beschwerten, dann fängt man irgendwann an, sich nach einer frischen Brise zu sehnen. Nach einem Kleidungsstück, das noch nicht durchgeschwitzt ist. Und während ich an diesem schwülen Nachmittag im Monat Mai hinter dem winzigen Smoothie-Verkaufswagen stehe und eine Mutter dabei beobachte, wie sie ihr Kleinkind sorgfältig von Kopf bis Fuß mit Sonnenschutz eincremt, frage ich mich, wie lange meine Landsleute – meine auf ein gemäßigtes Klima und wetterfeste Windjacken eingestellten Landsleute – noch so tun können, als würde ihnen dieses Wetter gefallen.

»Was zum Teufel machst du hier?«

Maddies Stimme peitscht förmlich durch den engen Innenraum des Wagens. Sie klingt so aufgebracht, dass ich unwillkürlich hinunterschaue, um mich zu vergewissern, ob ich wirklich noch Bananen schäle und nicht etwa, na ja, ein kleines Kind ermorde oder so.

»*Ciara.*«

»Was ist?«, rufe ich, als sie hereingestampft kommt. »Hör auf, mich anzubrüllen. Ich habe meine Periode.«

»Hast du nicht, wir sind immer gleichzeitig dran. Wo ist Natalie?«

»Ich habe sie früher gehen lassen.«

»Das darfst du gar nicht. Du arbeitest nicht hier.«

»Das ist ihr anscheinend nicht klar.«

Maddie nimmt mir die Bananenschale aus der Hand, wirft sie in den Abfalleimer und fixiert mich mit einem erzürnten Blick.

»Du solltest daheim sein. Und schreiben.«

»Ich gönne mir eine Pause.«

»Du drückst dich.«

»Und schenke dir Arbeitszeit. Ich mache jetzt Smoothies«, füge ich hinzu, als sie mir gerade widersprechen will. »Heute gehe ich

nicht zurück in die Tretmühle. Außerdem ist dein Wagen klimatisiert.« Ich schnappe mir den kleinen tragbaren Ventilator, der im Regal steht, und halte ihn mir vors Gesicht. »Wir stecken mitten in einer Hitzewelle.«

»Die nächsten Tage sollen es nicht mehr als achtundzwanzig Grad werden, maximal neunundzwanzig. Das kann man kaum als Hitzewelle bezeichnen.«

»Angeblich bleibt es den ganzen Sommer so. In den Läden ist die Sonnenmilch mit Lichtschutzfaktor fünfzig ausverkauft.«

»Quatsch.«

»Auf den Straßen schmilzt der Asphalt.«

»Raus aus meinem Smoothie-Truck!«

»Erst nachdem ich diesen Herrn bedient habe.«

Ich schubse sie beiseite und strahle den Mann an, der an die Theke tritt. Er ist attraktiv, hat diesen typischen Surfer-Charme. Wahrscheinlich ein Tourist. Das merkt man daran, dass er einer der wenigen ist, die nicht so aussehen, als würden sie demnächst einem Hitzschlag erliegen.

»Hallo«, sagt er lächelnd. »Wie läuft's denn so?«

»Könnte schlimmer sein. Was darf es sein?«

Er wirft einen flüchtigen Blick auf die Karte, bevor er das Erstbeste wählt. »Einen Banana Crush.«

»Gute Wahl. Ein Glück, dass ich vorgearbeitet habe, was?«, sage ich zu Maddie. Sie schnaubt verärgert und fängt an, Eiskugeln in einen Becher zu schaufeln. »Einen Klacks Honig dazu?«

»Ja, gern ...« Er späht auf mein Namensschild. »Sierra.«

»Kii-ra«, verbessere ich. »Das C wird wie ein K ausgesprochen.«

»Netter Name.«

»Vier fünfzig, bitte.« Maddie beugt sich an mir vorbei und hält dem Mann das Kartenlesegerät hin. Sein Blick wandert zu ihr, und sein Lächeln bleibt unverändert.

»Und dein Name ...«

»Nein. Zahlen. Danke.«

Oh, oh, mit ihrer Laune steht es nicht zum Besten. *Liegt nicht an dir*, würde ich dem Charmebolzen gern mitteilen, aber dann fällt mir auf, dass er meine Brüste begutachtet, und ich verkneife mir die Bemerkung.

»Muss dein Umgang mit Menschen sein, der diesen Laden so erfolgreich macht«, sage ich zu Maddie, als er weg ist.

Sie ignoriert mich. »Hast du letzte Nacht halbwegs gut geschlafen?«

»Ja.«

»Sicher?«

»Keine Ahnung. Maddie, ich habe eben geschlafen, weißt du.«
Ein, zwei Stunden jedenfalls.

Als ich heute Morgen aufgewacht bin, war mein Magen ein einziges Bündel Panik und so verkrampft, dass ich einfach im Bett blieb, bis ich schon mehr als dringend aufs Klo musste. Und danach habe ich es versucht. Ehrlich. Ich habe geduscht und mich angezogen und meinen Computer angestellt und all die Sachen rausgelegt, die ich brauchte, aber im Zimmer war es zu warm und in meinem Kopf war es zu leer, und als ich dann nach unten ging, stellte ich fest, dass die Spüle tropfte und das Gefrierfach nicht funktionierte und dass eins der Bilder, die ich vorige Woche aufgehängt hatte, heruntergefallen und zersplittert war und die Fliesen mit Glasscherben übersät waren. Noch dazu tauchte unverhofft John, mein Briefträger, mit den üblichen sieben Briefen – Fanpost für meinen Vater – auf, und ich musste einen neuen Karton dafür suchen, weil alle anderen bereits voll waren.

Ich mag John, aber er bringt mir immer sieben Briefe, nicht mehr und nicht weniger, und allmählich habe ich den Verdacht, dass irgendwas daran faul ist. Dass er vielleicht viel mehr davon

hortet, sich aber denkt: *Sieben sind genug. Mit sieben kommt sie klar.*

Ein guter Witz.

Ich komme mit rein gar nichts klar.

Und so wie Maddie mich gerade ansieht, glaube ich, dass sie es weiß.

»Ich habe Natalie nicht nach Hause geschickt«, sage ich. »Sie macht nur eine Pause. In fünf Minuten ist sie wieder da.«

Maddie schüttelt bloß den Kopf.

Das macht sie in letzter Zeit ziemlich oft, und ich kann verstehen, warum. Ihre Frustration rührt von Sorge her, und sie sorgt sich um mich, weil sie meine beste Freundin ist, seit wir Kinder waren, was heißt, dass sie mich jetzt am Hals hat. Seit ich zurückgekommen bin, um mich um Dad zu kümmern, schaut sie praktisch jeden Tag bei mir vorbei, um nach dem Rechten zu sehen. Nach dem Motto *Ich war gerade in der Gegend*, und das, obwohl sie eine Stunde Fahrtzeit entfernt wohnt. Aber sie hält eisern daran fest. So ist sie eben. Sie war die ganze Zeit für mich da, als mein Vater krank war, und später, als er starb. Sie ließ mich tagelang trauern und leiden und im Bett liegen, und jetzt sorgt sie dafür, dass ich langsam, aber sicher wieder in die Gänge komme.

Und nur deshalb halte ich es nicht für gänzlich ausgeschlossen, dass ich eines Tages aufwache und feststelle, dass ich an meinen Laptop gekettet bin.

»Wo warst du eigentlich?«, frage ich. »Ich bin schon volle zwanzig Minuten hier, und zwar ohne jede Überwachung.«

»Ich habe nur kurz einen Blick auf das Café geworfen«, antwortet sie, während sie ihren Vorrat an Erdbeeren überprüft. »Eins der Bretter vor den Fenstern hat sich gelockert, und ich habe gemerkt, dass ich hineinschauen kann, wenn ich die Augen ganz fest zusammenkneife.«

»Das ist doch ...« Ich schüttele den Kopf. »Du hast ein Problem, weißt du das?«

Ein sehnsüchtiger Blick tritt in ihre Augen. »Ja.«

Maddie ist die stolze Besitzerin des Smoothie-Trucks, aber das ist nicht wirklich ihr Traum. Ihr Traum wäre das seit Langem leer stehende, baufällige Ladenlokal zehn Minuten die Straße hinunter. Irgendwann möchte sie dort ein Café eröffnen, aber das kostet sehr viel Geld, das sie nicht hat, und die Banken reißen sich nicht gerade darum, Inhabern von Saisongeschäften, die alle Nase lang dichtmachen, Kredite zu geben. Trotzdem arbeitet und spart sie unermüdlich und hält an ihrem Traum fest, und deshalb sollte sie wirklich jede Hilfe annehmen, die sie kriegen kann.

Ich schenke ihr ein hoffnungsvolles Lächeln. »Soll ich die Eismaschine bedienen?«

»Du sollst nach Hause gehen und schreiben«, sagt sie. »Oder wenigstens eine Runde schlafen. Du siehst völlig fertig aus.«

»Was für eine unhöfliche Bemerkung.«

»Aber wahr. Hast du den Artikel über Schlafstörungen gelesen, den ich dir geschickt habe?«

Als ich das letzte Mal meine E-Mails gecheckt habe, waren ungefähr tausend und mehr ungelesene Nachrichten in meinem Posteingang, also ... nein.

»Mir geht's bestens«, versichere ich ihr, während ich versuche, die Aufmerksamkeit der beiden jungen Mädchen, die gerade vorbeigehen, auf uns zu lenken. Aber sie sind in Fast-Food-Laune und steuern direkt die Burger-Bude an, die neben uns steht. Unser Nachbar ist Maddie ein Dorn im Auge, denn eigentlich sollte sie in diesem Sommer als Einzige die Genehmigung für einen Food-Truck an der Strandpromenade haben. Tatsächlich verfinstert sich ihre Miene, als sie meinem Blick folgt und beobachtet, wie sich die Mädchen in die Warteschlange einreihen.

»Bei mir werden immer noch Sachen abgegeben, die er bestellt hat.«

»Wer?«

»Shane«, knurrt sie, als würde allein der Name ausreichen, ihr den Tag zu vermiesen.

»Der Typ von Burger Boy's?«

»Auf den Bestellungen wird nie sein Name angegeben, aber wer sonst? Und die Sachen landen bei mir, weil ich als Einzige schon so früh am Morgen hier bin. Was bedeutet, dass ich alles durchsehen und das Zeug abliefern muss.«

»Ganze drei Meter weit.«

»Es geht ums Prinzip«, nuschelt sie und hält sich eine eisgekühlte Flasche an die Wange.

»Dann geh hin und rede mit ihm! Sag ihm, dass du nicht die Absicht hast, dich länger um seinen Kram zu kümmern.«

»Hab ich versucht! Er ist nie da, verstehst du? Wahrscheinlich managt er den Laden von irgendeinem Penthouse-Apartment aus. Ich wette, er hat an jedem Strand im Land ein Geschäft.«

Ich nicke, obwohl ich das schon hundertmal von ihr gehört habe. Ich verstehe sie. Sie macht sich Sorgen wegen der Konkurrenz. Aber es ist schließlich nicht so, dass ihr in den nächsten Monaten die Kunden ausgehen könnten. Sonne und Hitze dürften nicht so bald verschwinden.

»Vielleicht sollten wir Tische mit Bedienung anbieten«, sage ich. »Und ein Sortiment an Fruchtsäften.«

»Habe ich dir nicht gesagt, du sollst dich verziehen?«

»Und ich könnte ein Tablett ...«

»Ciara.« Maddie legt mir die Hände auf die Schultern und fixiert mich mit einem fast beunruhigend festen Blick. »Du bist die schönste, begabteste, wundervollste Freundin, die sich denken lässt, und ich liebe dich von ganzem Herzen und danke jeden Tag

dem Universum dafür, dass wir zur selben Zeit am selben Ort aufwachen durften, aber wenn du nicht innerhalb der nächsten fünf Minuten nach Hause gehst und dein Buch schreibst, werde ich, ohne zu zögern, einen Becher Jogurt über deinem Kopf ausleeren.«

»Das ist Lebensmittelverschwendung.«

»Verschwinde!«

Sie packt mich am Ellbogen und schiebt mich energisch hinaus.

Eine halbe Stunde später halte ich vor meinem Haus und stelle das Autoradio ab. Schon jetzt fehlt mir die Ablenkung durch andere Menschen. Die Klimaanlage in meinem Wagen funktioniert bestenfalls schwach, und ich kann fühlen, wie sich mit einem dumpfen Pochen in meinem Nacken Kopfschmerzen ankündigen. Die schein ich zurzeit ständig zu haben, aber bei knapp drei, vier Stunden Schlaf pro Nacht ist das vermutlich kein Wunder. Um das zu wissen, brauche ich keinen Arzt.

Aber dieser Schmerz scheint einer der übelsten Sorte zu sein, deshalb greife ich mir meine Tasche und krame darin nach Schmerztabletten. Fast im selben Moment erscheint auf dem Display meines Handys eine Nachricht von Maddie.

Wahrscheinlich hätte ich ihr von dem Angebot des Verlegers, *Der letzte Berg* zu schreiben, gar nichts sagen sollen. Ehrlich gesagt hatte ich gehofft, sie würde es mir ausreden. Aber nein. Sie hielt es für eine großartige Idee. Dieses Buch zu schreiben, würde mich auf eine magische Reise führen, durch die Trauer hindurch auf die andere Seite. Jetzt ist mir klar, dass ich es, wie vor allen anderen, auch vor ihr hätte geheim halten sollen, aber ich erzähle Maddie nun mal alles, und jetzt haben wir den Salat.

Sie schickt mir noch einen Link zu einem Artikel.

Ich glaube, das solltest du dir mal anschauen. Es geht um Schreibblockaden.

Darüber kann ich nur lachen.

Schreibblockade.

Ich habe keine Schreibblockade. Ich habe einen toten Vater und einen Berg Schulden am Hals. Ich habe eine Lebensblockade.

Und für Dad gab es so etwas wie Schreibblockaden nicht. Dafür hätte er keine Zeit, hat er immer gesagt. Ein Blick auf seine Bibliografie, und man weiß, warum. Er hat insgesamt vierundzwanzig Romane geschrieben. Vierundzwanzig Romane, elf Kurzgeschichten und Unmengen Notizen und Skizzen und Ideen. Jahrelang hat er tagsüber als Lehrer gearbeitet und abends Geschichten erzählt und nebenbei mich als alleinerziehender Vater großgezogen. Und wenn er sich nicht die Welt von Ravian ausgedacht hätte, wäre es dabei vielleicht geblieben.

Ich war sieben, als es passierte. Als sein Traum wahr wurde. Das erste Buch der neuen Serie erntete hymnisches Lob, wenn auch zunächst von einer kleinen Leserschaft. Damals wurden die meisten Fantasy-Bücher nicht unbedingt für die breite Masse geschrieben, und in den Buchhandlungen standen sie ganz hinten. Aber dieses eine Buch setzte sich durch, vor allem durch starke, enthusiastische Mundpropaganda, und als achtzehn Monate später der zweite Band erschien, wurde er als der am sehnlichsten erwartete Roman des Jahrzehnts gehandelt.

Und dann geschah etwas Magisches.

Mein Vater schaffte es auch beim nächsten Band.

Und wieder und wieder und wieder.

Zuerst begriff ich nicht, was los war. Ich war es gewohnt, sein Gesicht in der Lokalzeitung zu sehen. Das leuchtete mir ein. Wir lebten in einer Kleinstadt. Natürlich kannte jeder meinen Vater. Hier kannte jeder jeden.

Erst als ich älter wurde und Reisen unternahm, ging mir allmählich ein Licht auf. Eine Klassenreise nach Deutschland. Ein

Sommer in Frankreich durch einen Schüleraustausch. Übersetzungen seiner Bücher mit unbekanntem Cover in Spanien. Eine Frau im Flugzeug, die ein Exemplar las, das so zerfleddert war, dass es an ein Wunder grenzte, dass es nicht in seine Einzelteile zerfiel.

Aber trotz seines neu erworbenen Ruhms änderte sich an unserem Leben nichts. Dad hatte kaum Verwendung für Geld. Tatsächlich spendete er den größten Teil davon. Stipendien, Förderungen, Preise. Es gibt in ganz Irland nicht eine Universität ohne eine Tafel mit seinem Namen. Und es war nicht nur die Welt der Literatur, die von ihm gefördert wurde. Tierheime. Ein Mensch, der medizinische Hilfe brauchte. Trikots für die örtliche Fußballmannschaft. Ein Schulbus für das Nachbardorf. Geld war da, um ausgegeben zu werden, das Leben, um gelebt zu werden. Er war nicht leichtsinnig. Er hielt einfach nichts davon, das Geld für sich zu behalten.

Aber etwas kaufte er doch für uns. Es war ein großer, unüberlegter Kauf, wie ihn jeder, dessen Lebensumstände und Einkommensverhältnisse sich so dramatisch zum Besseren wenden, einmal im Leben tätigen sollte.

Er kaufte das Haus, vor dem ich gerade stehe.

Vier Hektar Land, drei Stockwerke, zwei hinter Bücherregalen verborgene Räume, kein bestimmter Baustil.

Er war besessen von dem Haus. Seine Leser waren es auch. Vielleicht, weil er nur wenig davon preisgab. Kleine Ausschnitte im Hintergrund der Autorenfotos. Kurze Beschreibungen in Artikeln, die er verfasste.

Ich glaube, er hat es sogar noch mehr geliebt als seine Bücher.

Und als er starb, hinterließ er es mir.

Und jetzt zerstört es mein Leben.

Das Problem mit großen Häusern ist, dass man nicht nur den Kaufpreis aufbringen muss, sondern fast genauso viel Geld für ihre

Instandhaltung braucht. Insbesondere, wenn sie auffällig sind. Und selbst wenn sie nicht auffällig sind, fallen immer noch Immobiliensteuer und Grundsteuer und Millionen andere Dinge an, die Geld kosten. Geld, das ich nicht habe.

Ich weiß, was am vernünftigsten wäre. Am einfachsten. Das Haus zu verkaufen und mich davon zu befreien. Interessenten gäbe es mehr als genug.

Aber das kann ich nicht.

Ich will es nicht.

Dad wollte, dass ich das Haus bekomme, weil es für ihn der schönste Ort der Welt war. Er wollte nicht, dass jemand anders es bekommt. Und tief im Inneren weiß ich, dass es aufzugeben für mich wie ein allerletzter, endgültiger Abschied von meinem Vater wäre. Und dazu bin ich noch nicht bereit.

Deshalb habe ich vor ein paar Monaten auf die E-Mail von seinem alten Verleger geantwortet. Und als Casey Richardson mir nach ein paar weiteren Mails genug Geld bot, um all meine Probleme zu lösen, zugesagt.

Doch was ich dafür tun muss, nämlich den letzten Band der Ravian-Reihe zu schreiben, ist ein Ding der Unmöglichkeit.

Zuerst dachte ich mir: Warum nicht? Ich habe bereits einige Bücher geschrieben. Und was Casey mir in seiner ersten E-Mail schrieb, stimmt. Keiner kennt diese Welt besser als ich. Nicht einmal Dads größte Fans könnten das, selbst wenn sie es versuchten. Selbst wenn sie alle Bücher noch Hunderte Male läsen. Selbst wenn sie darüber in Foren diskutiert und Fan-Fiction geschrieben haben und diese Welt seit ihrer Kindheit kennen und lieben. Sie hätten trotzdem nicht einen Bruchteil der Informationen, die mir zur Verfügung stehen. Die Notizbücher, die mein Vater mit seiner sauberen Handschrift vollgeschrieben hat. Die Entwürfe von Landkarten, die er auf Papierservietten gekritzelt

hat. All die Wege all der Geschichten, die er nicht mehr erkunden konnte.

Ich recherchierte brav und schrieb die ersten paar Kapitel wie in Trance, in Gedanken einzig und allein bei dem Geld, das ich damit verdienen würde. Aber sobald Casey nach den ersten Leseproben grünes Licht gab und alles real wurde, war es, als hätte sich über mein Gehirn ein Vorhang gesenkt, der nichts mehr durchließ.

Seither stecke ich fest.

Noch eine Textnachricht von Maddie. Noch ein Link zu noch einem Artikel. Ich stopfe mir die Schmerztabletten in den Mund und schlucke sie trocken hinunter, während ich meine Sitzlehne nach hinten stelle.

Als hätte ich damit einen inneren Schalter umgelegt, setzt totale Erschöpfung ein. Blindlings taste ich nach dem Radio und lasse die gedämpften Stimmen, die über die Hitzewelle diskutieren, alles andere ausblenden.

Ruhe.

Nur ein paar Minuten. Mehr nicht.

Nur noch ein paar Minuten, dann geht's los.

Kapitel 3

Sam

Es gibt Momente im Leben, in denen wir wissen, dass die Entscheidungen, die wir treffen, unseren weiteren Lebensweg bestimmen: ein College wählen. Einen Beruf. Nach rechts swipen.

Aber was diese Entscheidungen nicht voraussagen, was wir nicht vorhersehen können, sind all die kleinen Dinge, die daran hängen. Die Erfahrung zu machen, dass man allergisch gegen Hamster ist, weil dein Mitbewohner darauf besteht, einen zu halten. Bei klirrender Kälte draußen zu übernachten und sich beinahe Frostbeulen zu holen, um Konzertkarten zu kriegen, weil man einundzwanzig und ein Idiot ist.

Oder sich mehr als dreitausend Meilen von daheim entfernt wiederzufinden und zu versuchen, einen stabilen Internetzugang zu finden, weil man mit dreizehn ein bestimmtes Buch gelesen hat.

»Bleib dran«, sage ich, während Amys Stimme einen Moment zu hören ist und gleich darauf nicht mehr. In New York ist es gerade mal zehn Uhr morgens, und sie hat schon zweimal versucht, mich zu erreichen. »Ich kann dich nicht hören.«

Ich gebe es auf, in die Auslage des geschlossenen Ladens zu starren, laufe zu dem Pub auf der anderen Straßenseite und bleibe unter einem Schild mit dem Aufdruck *Guinness is good for you* stehen.

»Wie bitte?«, frage ich, als ihre Stimme, von Störgeräuschen untermalt, erneut an mein Ohr dringt.

»Ich wollte wissen, ob du dich noch erinnern kannst, dass ich bei meinem Vorstellungsgespräch behauptet habe, es wäre mein Traum, Lektorin zu werden?«

»Ja.«

»Das nehme ich zurück«, sagt sie schroff. »Ich will keine Lektorin sein. Ich will bei den coolen Typen in der Produktion arbeiten.«

Ich verscheuche eine Fliege, die um mein Gesicht schwirrt, und lehne mich an die Hausmauer. Dem Rat des Reiseführers folgend, habe ich mich für durchwachsenes Wetter angezogen, aber die Sonne knallt vom Himmel, und ich bin jetzt schon verschwitzt, so warm ist es.

»Wie, der Lack ist ab? Woran liegt es – zwei Tage ohne mich?«

»Ich bin nicht dafür geschaffen, mit Autoren zu arbeiten.«

»Du hast darum gebeten, Pauls Buch zu übernehmen.«

»Ich habe mich übernommen, Sam. Ich weiß nicht, wie ich es dir sagen soll. Ich bin Ikarus, und Paul ist die Sonne, und mein Ehrgeiz sind die Flügel aus Wachs, die in der Hitze schmelzen. Es ist ein Pluspunkt, wenn man Fehler eingestehen kann. Und hiermit gebe ich unumwunden zu, dass ich für diese Beförderung nicht bereit bin. Ich bitte um eine Zurückstufung.«

»Schreib ihm einfach in einer E-Mail, dass ...«

»Das habe ich!«, schreit sie, und ich muss grinsen. Amy ist sehr gut in ihrem Job, aber auch sehr theatralisch. »Ich habe ihm superfreundlich geschrieben, und als er darauf nicht reagiert hat, habe ich seinem Agenten geschrieben, und der hat geantwortet, Paul würde dranbleiben, aber er tut nichts dergleichen, Sam. Er bleibt nicht dran. Der Mann ist mit seinem Manuskript jetzt schon einen Monat in Verzug, und ich bin *so* knapp davor, die Nerven zu verlieren.«

»Sei nett zu ihm«, ermahne ich sie. »Wir müssen uns mit Paul und seinem Agenten gutstellen.«

»Ach ja? Können wir die beiden nicht einfach in die Wüste schicken?«

»Schreib noch eine E-Mail und setz mich cc«, rate ich ihr. »Mehr können wir nicht tun. Falls sie sich irgendwann beschweren, wenn wir den Terminplan umstoßen müssen, haben wir wenigstens Belege.«

»Für so etwas werde ich nicht gut genug bezahlt. Ich will an Sachen aus dem Sheridan-Nachlass arbeiten wie du.«

»Ja, genau, ich habe eine Wahnsinnszeit hier.«

Meine Coverstory für den Rest der Belegschaft ist auf Caseys Mist gewachsen. Angeblich bin ich nach Irland geflogen, um Bonusmaterial für künftige Auflagen von Frank Sheridans Büchern aufzustöbern. Im Grunde hat Casey mir keine Wahl gelassen, aber es behagt mir trotzdem nicht, mein Team anzulügen. Zumal Laura prompt Verdacht zu schöpfen schien, als sie die Neuigkeit hörte.

»Du kannst jedenfalls verreisen«, mault Amy.

»Es ist nicht gerade Paris.« Ich schaue mich um und versuche, irgendwo ein Anzeichen von Leben zu entdecken, und frage mich, wie es weitergehen soll. Ich habe ein Zimmer in dem offenbar einzigen Gasthof vor Ort gebucht, aber allmählich habe ich das Gefühl, man hat mich übers Ohr gehauen. Die Straße, in der ich stehe, ist menschenleer. Ich weiß, dass ich hier richtig bin, weil auf dem Schild, an dem ich vorbeikam, *Carrigwest* stand, aber ansonsten ist es, als wäre ich an einem verwaisten Filmset gelandet. Casey hat mich gewarnt, dass der Ort ziemlich abgeschieden sein dürfte, aber abgesehen von einigen wenigen Häusern und einem winzigen Mini-Markt mit einem verblassten *Mittagspause*-Schild in der Tür ist das hier mitten im Nirgendwo.

»Und wenn ich einfach bei ihm reinschneie?«

»Hä?« Ich drehe mich um, als ich ein gedämpftes Motorengeräusch höre.

»Was, wenn ich zu Paul gehe? Du weißt schon, mit der Masche: *He, was ist mit dem Buch, für das wir eine sechsstellige Summe Vorschuss bezahlt haben?*« Sie klingt bestürzend ernst. »Ich würde es auch ganz höflich machen.«

»Da bin ich sicher.« Ein klapperiger Ford kommt um die Ecke gerumpelt. »Trotzdem nein. Tu das nicht.«

»Aber ...«

»Amy, ich muss los. Die Verbindung ist echt lausig. Wird bestimmt gleich unterbrochen.«

»Wehe, du ...«

Ich lege auf, als der Wagen röchelnd neben mir zum Stehen kommt und ein Mann aussteigt. Er ist schätzungsweise Ende fünfzig, dünn, schütteres Haar, ein freundliches Lächeln auf dem Gesicht.

»Sie sind dann wohl der Bursche, der das Zimmer gemietet hat, stimmt's?« Sein Akzent ist so breit, dass ich einen Moment brauche, um ihn zu verstehen.

»Der bin ich. Sam Avery.«

»Ronan Delaney.« Er stemmt die Hände in die Hüften und mustert mich von oben bis unten. »Rauchen verboten. Drogen auch.«

»Kein Problem.«

»Haustiere auch.«

»Ich bin allein.«

»Und kein Käse.«

»Ich ... Wie bitte?«

»Es gab da vor Jahren einen Vorfall.«

Aha. »Kein Käse. Verstanden.«

»Gut. Na, dann wollen wir mal.« Er nimmt meinen Koffer und

zeigt auf das Gebäude neben uns. »Ihr Zimmer ist über dem Pub. Keine Sorge«, beruhigt er mich, als ihm mein Gesichtsausdruck auffällt. »Sind keine Rowdys, die Leute hier. Kommen Sie nachher doch auf einen Sprung vorbei. Die Einheimischen kennenlernen. New York, richtig? Ein Bruder von mir war mal dort im Baugewerbe. Hat sein Visum vielleicht ein bisschen überzogen, aber er ist ein guter Kerl. Lebt jetzt mit seiner Frau in Brisbane. Waren Sie schon mal in Brisbane?«

»Nein, ich ...«

»Ich auch nicht. Bisschen weit weg, aber ihm gefällt's. Wie es scheint, haben sie da unten Haie im Wasser. Schon mal einen Hai gesehen?«

Ich schüttele den Kopf, während Ronan mich um das Haus herumführt, wo sich direkt neben den Mülltonnen eine wackelige Tür befindet. Ich hoffe, dass wir daran vorbeigehen, aber nein.

»Ist nichts Besonderes«, warnt er mich, als er die Tür öffnet. »Aber bis jetzt hat es noch keine Klagen gegeben.«

Es fällt mir schwer, das zu glauben. Ich hatte nicht das Ritz erwartet, aber ...

O Mann.

Am Ende einer schmalen Treppe findet sich hinter einer weiteren Tür ein kleiner Raum, der so kahl ist, wie ein Raum nur sein kann. Ein Einzelbett mit einer dünnen geblühten Decke, eine Kommode mit Spiegel und ... sonst nichts. Abgesehen von den Gardinen, die schlapp zu beiden Seiten des Fensters herunterhängen. An der Wand ein verblasstes Bild von John F. Kennedy neben irgendeinem Papst mit einem dahergelaufenen Hund. Die Wände sind weiß. Die Möbel sind aus Kiefernholz. Es riecht betäubend chemisch nach Raumspray.

»Hier«, sagt Ronan und gibt mir einen kleinen Zettel. »Für das WLAN. Brauchen Sie einen Stuhl?«

Ich zögere. Es gibt keinen Schreibtisch oder irgendein anderes Möbelstück, das einen Stuhl erfordert. »Passt schon.«

»Sicher? Ich kann einen von unten raufbringen.«

»Ganz sicher. Danke.«

Er verbringt eine weitere Minute damit, mir alles zu zeigen. Wie man das Fenster aufmacht (mit Mühe). Wie man die Tür absperrt (ebenfalls mit Mühe). Außerdem erfahre ich, dass man draußen auf der Straße gratis parken darf und dass die Dusche in dem winzigen Bad brandneu und jederzeit einsatzbereit ist, bevor er mir den Schlüssel reicht, mir die Hand schüttelt und verschwindet.

Zum Auspacken brauche ich nicht lange. Ich lege meine Klammotten in die Kommode, stelle meinen Laptop obendrauf und schiebe meinen Koffer unter das Bett. Das Bett, das ich nach Wanzen absuche, nachdem ich mich per Google über verräterische Hinweise auf Ungeziefer schlaugemacht habe. Ich finde nichts; das Zimmer ist erbärmlich, aber sauber. Und eine andere Unterkunft gibt es hier wohl auch nicht. Schließlich mache ich noch ein paar Fotos, weil mir das zu Hause sonst niemand glauben wird, und rufe meine Schwester an, weil ich es ihr versprochen habe.

Sie geht schon nach ein paar Sekunden dran und stellt auf Videoanruf um, sodass ich ihre Nasenlöcher in Großaufnahme sehe.

»Hallo! Warte.«

»Wer ist das?«, kräht einer meiner Neffen.

»Der Weihnachtsmann«, sagt Lizzie. »Er will über das schlimme Wort reden, das du gestern ausgesprochen hast.«

»Billy hat gesagt, ich soll ...«

Lizzie sperrt den lautstarken Protest ihres Sohnes aus, indem sie die Zimmertür zuwirft.

»Hi«, sagt sie zu mir. »Rate mal, wer die Kindersicherung an den Küchenschränken geknackt hat?«

»O nein.«

»O doch. Mann, war das lustig.«

Endlich hält sie das Telefon so, dass ich ihr Gesicht sehen kann. Bei dem Anblick, der sich mir bietet, blinzele ich. »Was ist das denn?«

»Eine Gesichtsmaske. Meine Haut braucht mehr Feuchtigkeit.«

»Dann trink mehr Wasser.«

»Niemals. Bist du schon da? Lebst du noch?«

»Ich bin angekommen und am Leben. Aber mein Knie tut weh.«

»Du wirst alt. Und geizig. Ich dachte, für Geschäftsreisen gibt es die Business Class?«

»Ich arbeite im kulturellen Bereich«, sage ich und drehe eine Runde, um ihr mein Zimmer zu zeigen. »Schicker als das hier wird's nicht.«

Lizzie schnaubt. »Als ob dir das etwas ausmachen würde. Man könnte dich in ein Zelt stecken, und du würdest immer noch auf die Knie fallen und dich bedanken. Du wirst *Frank Sheridans Buch* herausgeben.«

»Klingt kein bisschen nach mir.«

»Klingt ganz genau nach dir. Tu nicht so, als wäre das nicht das Großartigste, was dir je im Leben passiert ist.«

»Ich finde, das hättest du anders ausdrücken können.« Ich setze mich aufs Bett und zucke leicht zusammen, als sich die Sprungfedern in meine Schenkel bohren. »Wie geht's dir?«

»Ich habe online eine Yogahose bestellt, und die haben mir aus Versehen zwei geschickt. Das hat mir buchstäblich die Woche gerettet. Wie ist Irland? Grün?«

»Nicht wirklich.« Ich werfe einen Blick aus dem Fenster, »Eher braun. Das Land macht gerade eine Hitzewelle durch.«

»Ich bin trotzdem neidisch. Lass mich nachkommen.«

»Ich bin zum Arbeiten hier.«